

**Zeitschrift:** Nidwaldner Kalender

**Herausgeber:** Nidwaldner Kalender

**Band:** 34 (1893)

**Artikel:** Heimat und Fremde : Erzählung aus dem Volksleben

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1007897>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Heimat und Fremde.

Erzählung aus dem Volksleben.

## I.

Wie der Reikholder-Barthli seine Buben in die Fremde schickt und was ihm von der Zukunft träumt.



Es war ein kühler Oktobermorgen u. grauer Nebel lagerte sich düster auf den kahlen Matten. Auf der Straße nach Stansstad schritten drei schweigsame Männer rüstig einher. Unheimlich klapperten ihre schweren Pechschuhe auf der harten Straße und das Echo ihrer Tritte wiederhallte in der einsamen Stille. Die frühen Wanderer waren niemand anders, als der Reikholder-Barthli mit seinen beiden Buben, dem Chaspi und Valz. Wenn sich einmal das Sprüchwort: „Wie der Acker, so die Ruben, wie der Vater, so die Buben.“ bewahrheitet hat, so war es sicher hier der Fall. Mit mächtig langen Schritten schlurpte der Barthli voraus, mit ebenmäßig langen Schritten schlampten die Buben ihm nach. Der Vater in seinem dünnen, verwaschenen Hirtheimd, klapperte mit den Zähnen vor Forst, zähneklappernd folgten ihm Chaspi und Valz in der gleichen leichten Bekleidung, auf der noch nicht, wie heutzutage, fingersdicke und korallenbesäte Verzierungen zu sehen waren. Barthlis Hosen verriethen durch Stoff und Schnitt, daß sie nie hinter den Schaufenstern eines Modemagazins gehangen, in ähnlichen Ungetümien steckten die Beine der Buben. Nur in einem Kleidungsstück unterschieden sich Vater und Söhne. Während Barthlis vorwärtsgebeugtes Haupt von einer einst schwarzen, jetzt aber in's Grünliche spielenden Zipfeklappe bedeckt war, deren Bottel taktmäßig bei jedem Schritt um seine Ohren plampte, hielten die beiden Buben niedere Filzhüte schräg auf's Ohr gedrückt. Diese filzige Ausstattung und die grünen, vollgestopften Reissäcklein auf ihren Schultern ließen erkennen, daß Barthlis Söhne im Be-

griffe waren, ihrer Heimath Lebewohl zu sagen und das Glück in der Fremde zu suchen.

Schweigend erreichten die Drei das Seegestade. Einige Marktweiber harrten dort bereits der Ueberfahrt, schon hatte der Fährmann den Nachen zum Abstoßen bereit. Chaspi und Valz reichten dem Vater schweigend die Hand und stiegen in's Schifflein. „B'hüet ech Gott!“ sagte der Barthli und gab dem Fahrzeug einen kräftigen Stoß, so daß es mit seinen Insassen bald im dichten Nebel verschwand.

Langsam trat der Reikholder-Barthli seinen Rückweg an. Er war in tiefes Sinnen versunken. Jetzt blieb er stehen, nahm seinen Stocken unter den Arm und reckte die dünnen Finger seiner Hände aus, wie einer der sich eifrig mit Rechnen beschäftigt. Wirklich der Barthli rechnete! „Wenn mir der Chaspi zum ersten Mal vierzig Franken schickt,“ murmelte er, „der Valz dreißig Franken, dann bezahle ich einstweilen die grössten Schulden. Bald schicken die Buoben zum zweiten, zum dritten Mal Geld, jedes Mal mehr und im Augusten kaufe ich ein zweites Kuohli, vergrößere das Gädeli und . . .“

„He Barthli! Gibt's G'spanen?“ erschallte es plötzlich hinter dem erschrockenen Rechner. Barthli kehrte sich um und vor ihm stand der Weidhostett-Marti, eine kräftige, untersezte Figur. Unter dem altmödischen Hute waren die schon stark in's Graue spielenden Haare sorgfältig über die Stirne herabgestrichen und vor den Ohren etwas steif nach vorn gekämmt. Zwei riesige Vatermörder hatten sich gleich Schildwachen an den glattrasierten vollen Backen aufgestellt und ein sauberer, grüner Tüchtlitschoppen, der den kräftigen Oberkörper umschloß, verrieth den wohlhabenden Bauer.

„Wohin so früh, Barthli?“ fragte jetzt Marti. „Wieder deheim zuo“, entgegnete zögernd der Angeredete. „Hab' meinen Buoben's Gleit geben, sie sind nach Frankreich verreist, um dort zu dienen.“ „Hast ihnen g'wiss schon einen entzäglichen Posten?“ forschte der Weidhostettler weiter. Barthli entgegnete etwas kleinlaut: „Ja schon! das heißtt, der Megger-Nazi z'Luzern hat mir's. hoch und heilig versprochen, daß er meinen Buoben apparti vornehme Plätze mit

grusig großen Löhnen zuhaben wolle. Zu ihm habe ich die Beiden g'schickt." „So, so — zum Megger-Nazi — !“ sagte der Weidhostett-Marti kopfschüttelnd. „So, so, zum Megger-Nazi! Wie bist du mit dem bekannt geworden?“ „He, am Aastagenmärt, da hat mir der Nazi meine Geisfelle abgekauft und wie wir über das Eine und Andere geredet haben, da hat er mich auch g'fragt, wie viel Buoben, wie viel Bieh und Land ich habe. Wie ich ihm das Alles berichtet hatte, da hat er g'meint, meine Buoben hätten daheim zu wenig z'schaffen. Ich müsse mit ihnen fort. Im Frankreich drinnen seien die Schweizer-Küher ungeheuer g'sucht und können Lohn verlangen, schier was sie wollten. Ich solle meine zwei Aeltesten doch in d'Fremde schicken, derenwag könne noch öppis aus ihnen werden und mir und meiner Frau, dem Kathribabi könnten sie in den alten Tagen eine Hilf und zum Trost sein. Für einen guten Posten wolle er schon sorgen, er könne einem Duzend Burschen Arbeit und Brod verschaffen. Ja, ja, der Megger-Nazi wird schon sorgen. Dem kann man trauen. Das ist ein Mann, wie sie heutzutags dünn g'sät sind; meinst nicht auch, Marti?“

„Jäh, Barthli gib acht! Du könntest dich am End doch trumppiren und das recht wüest! Mir will die G'schicht nicht recht g'fallen. Der Nazi thut nichts umsonst, das weiß ich sicher. Und da in Frankreich drinnen soll auch nicht alles Unken sein. Jedenfalls spielt man sicherer, wenn man die Rax nicht im Sack kaust. Von Nazi wenigstens kaufte ich keine, und wenn ich sie noch g'schauen könnte. B'sonders im Frankreich drinnen wollte ich keinen Dienst. Schon viele junge Unterwaldner sind nur mehr in papiernen Schuhen von dort heimkommen, dazu noch frank und elend, weil sie die Rost und

's Glieder nicht haben erleiden mögen. Und mit der Religion und Sittlichkeit soll's in Frankreich auch nicht b'sonders gut bestellt sein, obwohl es ein katholisches Land ist. Ich meinte, daheim wär' auch noch etwas zu verdienen, und die jungen Leute wären nicht so vielen G'fahren ausgesetzt. Schon mancher ist aus der Fremde heimgekommen, frank an Leib und Seel — und ohne Geld im Sack!“

Diese Rede passte nicht in Barthlis Chram. Er konnte den Weidhostett-Marti ohnehin schon längst nicht recht leiden, drum sagte er ziemlich unwirsch:

„Ja pah! 'S gibt Leute, denen es schon nicht recht ist, wenn wir arme Teufel einmal g'schnaufen mögen oder einen guten Schick machen. Was unter der Bank geboren ist, sollte nemals obenauf kommen. Gelt Marti! Wenn einer ein paar Chüeli und ein mageres Stierli im Stall hat, so meint er schon, er darf mit einem Geisburli nümmen, rede.“

Der Weidhostett-Marti fühlte den Stich, aber er ließ sich nicht aus dem Greis bringen.

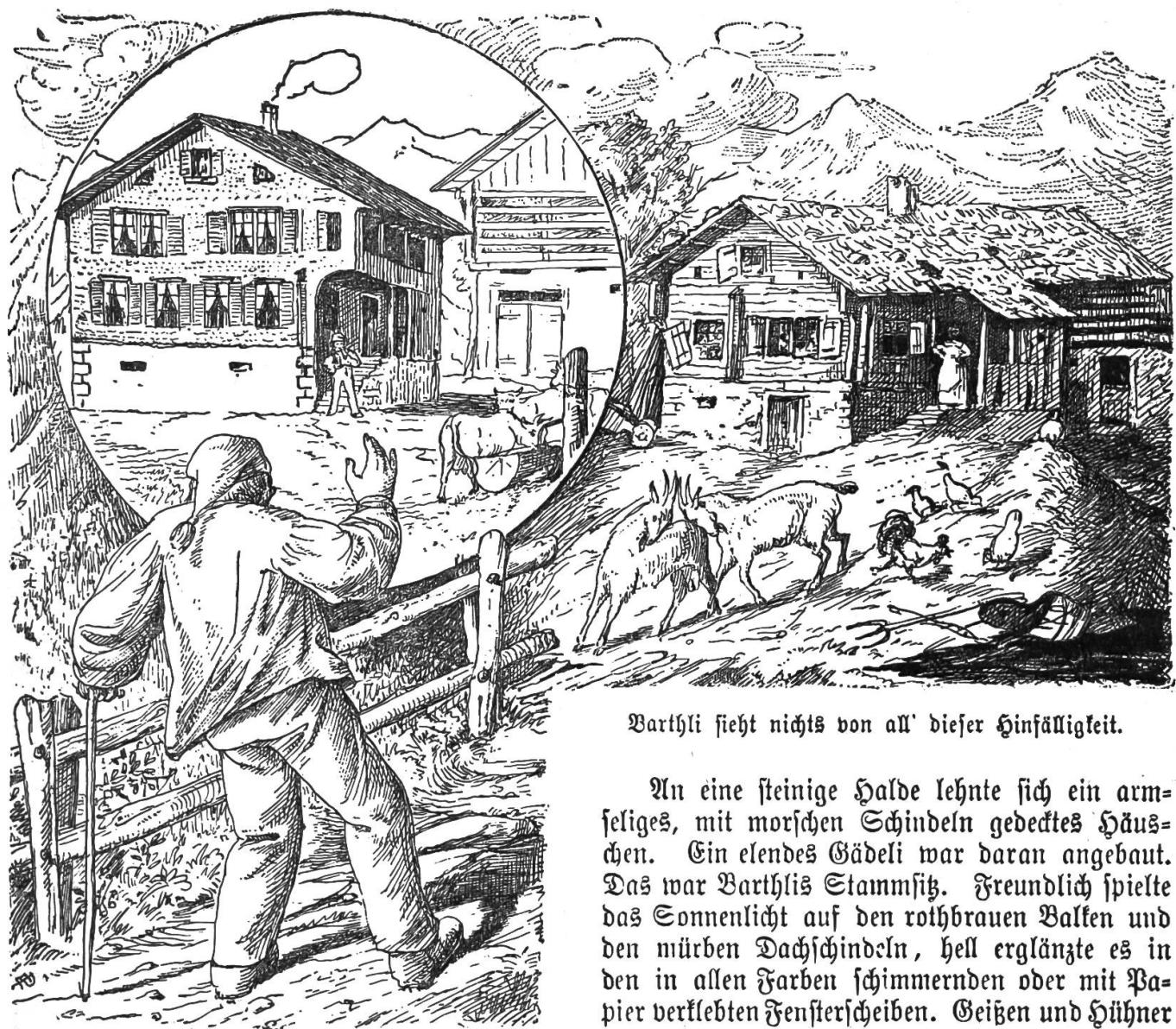
„Los Marti!“ sagte er ganz gelassen. „Ich an deiner Stelle würde nicht aufbegehren. Vielleicht bist du einmal froh, wenn du deine Buben daheim bei einem hochmüthigen Küehbur unterbringen kannst.“

„B'huet' is Gott,“ speizte der Barthli. „Ich wollte lieber, meine Buoben stürben mir unter Aug's, als daß ich sie einem hiesigen Schinderburli verdingen wollte.“

„Ich meinerseits,“ fuhr Marti fort, „mag's deinen Buben von Herzen gönner, wenn's ihnen in der Fremde gut geht und wenn sie dir bald einen Chratten voll Napiliöndli heimschicken können. Aber weist, ich habe halt meine Ansichten und bei mir gilt der Grundsatz: Bleibe zu



Mit mächtig langen Schritten schlørpte der Barthli voraus.



Barthli sieht nichts von all' dieser Hinfälligkeit.

An eine steinige Halde lehnte sich ein armeliges, mit morschen Schindeln gedecktes Häuschen. Ein elendes Gädeli war daran angebaut. Das war Barthlis Stammsitz. Freudlich spielte das Sonnenlicht auf den rothbrauen Balken und den mürben Dachschindeln, hell erglänzte es in den in allen Farben schimmernden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben. Geizen und Hühner tummelten sich einträchtig um den ordnungslös hingeworfenen Misthaufen und aus dem Stall ertönte das ungeduldige Muhen einer hungrigen Kuh.

Nicht viel hübscher als um Haus und Gaden sah es drinnen in der ruzig schwarzen Stube aus. Der mächtige Kachelofen war aus den Fugen gegangen und durch den löcherigen Fußboden sah man in den Keller hinab. Dem Tisch fehlte ein Bein, der Schabelle die Lehne, die Schwarzwälderuhr war um einen Zeiger gekommen. Ob dem Türräm steckte ein Kratten voll Pfandzettel und alle Ecken der Stube waren mit Spinnhoppen eingefäzt. Das war Barthlis Sommer- und Winterresidenz.

Aber heute sieht der Barthli nichts, rein nichts von aller dieser Hinfälligkeit. Wie er etwas unsichern Schrittes auf sein Häuschen lossteuert, verwandelt sich in seiner Phantasie die

Hause und nähre dich redlich! Doch ich muß noch da zum Waisenvogt hinüber; komm gut heim, Barthli, leb' wohl!" —

Mit diesen Worten schwenkte der Weidhostettler vom Weg ab und der Reikholder-Barthli warf ihm noch einen chybigen Blick zu, dann schlorppte er weiter. „Er ist ein Grobhans und ein Neidchratten," brummte Barthli vor sich hin. „Der braucht mir nichts vorzuschreiben, der soll vor der eigenen Thüre wischen."

Barthli war ärgerlich geworden und um seinen Ärger hinabzuspülen, kehrte er expreß beim „Schäfli“ ein und bestellte eine Halbe Most. Drauf nahm er noch ein Schnäpschen und dann ein zweites, bis es Mittag und später wurde und Barthli endlich angeheilert aufbrach und seinem Heimeli auf'm Berg droben, dem Oblossenacher zusteuerte.

morsche Hütte in ein stattliches Bauernhaus mit einer langen Reihe von sauberen Fenstern, einer mächtigen Vorlaube und gewaltigem Giebel. Aus dem elenden Stall wird eine prächtige Scheuer mit weitem Dach, einem stolzen Einfahr und einer auf's beste eingerichteten Mosttroite. Ein ganzes Senten der schönsten Kühe wandelt schwerfällig zur Tränke und vor dem Hause steht er selber, der reiche Barthli und raucht aus einer silberbeschlagenen Pfeife. Stolz blickt der Reikholderer auf all' diese Herrlichkeit und auf sein eigenes gehäbiges Bild — aber im Hui ist Alles verschwunden, denn unter der Hausthüre steht, nicht als Traumgebilde, sondern in voller Wirklichkeit 's Kathribabi, Barthlis nicht viel schönere Hälfte. „Ha g'meint, du sygisch uf Paris verreist!“ schätterte sie. „Sind jetzt d'Vuoben fort? — B'huet' sie Gott, ich g'sch sie meiner Lebtag nimm: meh,“ schluchzte Kathribabi und hatte Mühe, mit ihrem Scheibenzipfel den Strom der Thränen zu trocknen. — Der Gedanke, daß Chaspi und Balz jetzt weit, weit fort in fremdem Lande seien, drückte ihr schier s' Herz ab. Lange, lange hatte sie sich g'sperrt und mit allen Mitteln den Vater von seinem Plane abzubringen gesucht, aber umsonst. Seit Barthli mit dem Megger-Nazi geredet hatte, war jeder Einwand vergebens — die beiden Buben mußten fort, fort in die weite Welt, um nach ein paar Jahren als reiche Herren heimzukehren.

## II.

Ein lang erwarteter Brief und ein unerwarteter Besuch.

Wochen sind vergangen. Der geplagte Reikholder-Barthli hat den schlimmen Martinstag nochmals glücklich überstanden, obwohl die Pfändzettel ob dem Diliräm sich vermehrten, daß sie schier keinen Platz mehr hatten. Die Leute auf dem Obtossenacher litten Noth, bittere Noth. Noch war kein Brief, kein Geld von den Buben aus der Fremde eingetroffen. Tag für Tag hatten 's Marieli und der Seppli beim Posthalter nachfragen müssen, ob kein Brief für den Reikholder-Barthli da sei — immer umsonst. Der Barthli war am Verzweifeln. Ein paar Klafter Holz, die er zufällig verkaufen konnte, brachten Geld in's Haus, aber der Schuldentreiber war auch schon da und wollte seinen Theil davon haben.

Wenn die Nachbarn fragten, wie's dem Chaspi und dem Balz in Frankreich drinnen gehe,

oder wenn am Sonntag nach dem Gottesdienste Bekannte den Barthli anredeten und wissen wollten, ob die Beiden noch nicht geschrieben hätten, dann war der Gefragte übel dran und krachte in den Haaren. Zu lügen traute er sich nicht, aber 's ist einer kein guter Schütz, wenn er nicht eine Ausrede weiß. Drum sagte der Barthli einfach, seine Buben seien gesund und es gehe ihnen gut, sonst hätten sie gewiß schon längst geschrieben. Lang g'wartet, sei nicht g'schenkt und seine Buben pressieren mit dem Brief nur deswegen nicht, um einen recht großen Haufen Geld mitzubringen zu können.

Endlich, es rückte schon gegen den Augusten, da kommt der Seppli eines Tages gauz außer Atem aus der Schule heimiläufen. Schon von weitem schreit er aus allen Kräften: „Ein Brief! ein Brief!“ Der Barthli wirft die Mistgabel bei Seite, putzt seine Hände an den Schirlezhosen ab und greift hastig nach dem Schreiben. Aber wie er auch den Brief lüpft und ihn dreht und drückt, er g'spürt nichts von Geld, das drinn eingeschlossen sein könnte. Ziemlich unwirsch ruft er seiner Frau, sie solle in die Stube hineinkommen. Die ganze Familie setzt sich an den Tisch. Nun wird der Brief geöffnet und der kleine Seppli muß ihn vorlesen, denn der Barthli hat 's Lesen nie gelernt und die Mutter kann nur Gedrucktes lesen, aber auch das nicht gar gut. Der Brief lautet:

„Liber Fatter Bardli ich han sich Versprochen wann Ich ihm Frankreich Angelohmen bin zu Schreiben. Dass Ich eich aich ein Geld schücke hattet ir aich gesagt, aber Ich hab leins da mich der meggernaazi beschissen hat und Mier ihm 20 franken haben gäben Müessen dass er uns ein posten zu gehabt, haben es aber nicht guot gebreicht. naazi hat uns aich gesagt wo Mier das biseht nemmen Müessen bis basel und ein Beddel gegäben Wo die Orte darauf standen. Halbi Zächni sind mier Abgefahren nach basel. Und von da nach Bellford. da muoßte Ich telligrafieren, dass sich der Her hat Rüsten kennen zum abholen. Dann sind Mier gefahren bis Schomo Wo mier sis stunden Warten muoßten aif den Van bis zum nechsten ort. Da hatt einer aif Uns Gwartet und zuo Unserem Her gefiert. der Her kommt deitsch sprächen aber den balz hat ir Nicht wollen behalten Er braich nüd Zwee. der Balz ist vort Ich weis nüd wohi. Ich sol fir den monat 30 Franken bekoennen aber Ich hab noch allerhand mießen

anschaffen und kahn eich kein geld schücken ich wil eich speter eins Schücken. Ich hab Ein Parr schuoh gekaift und eine Jackur und anderes mer, daß man auch haben Muß. Die Roscht ist das man nicht Zuhören und nicht schmälen kahn. Daß Kaffi ischt ein Gschlämp nichts als nur Wasser und milch. Ich trinke morgens Wärme milch von den Küchen, ohne das Es die andern wüssten. Wen Ich keine Milch im stall trinke Kahn ich es nicht aushalten grießt mier den Toni im Laimboden und Schücket mier ein Par neuwe hosen womit ich verbleibe ewer liebe Chaspi. Nothabeeene, die hosen sol der schnider vor machen und nicht das schnider leni, das cha ja nid."

Schon lange hatte Seppli den Brief zu Ende gelesen, aber Barthli saß noch immer stumm da und stierte in den Boden hinein. Kathribabi briegete und jauselte, was wohl aus dem Balz geworden sei. „G'wiß ist er schon todt," schnupste sie, sonst hätte er sicher g'schrieben. Auf jeden Fall geht's dem guten Buob elend miserabel schlecht, wenn er schon z'Luzern b'schissen und auf dem ersten Posten so tschigginiert worden ist. An all' dem bist du d'schuld, Barthli! Hättest du dem dunnerschleißigs Megger-Nazi nie glaubt, dem verlogenen Hudel!"

„Und ich bin froh, daß die Buoben einmal zum Loch hinaus sind," entgegnete Barthli bitter, „du hast sie doch nur verzogen und verdausellet. Jetzt lernen sie einmal arbeiten und fremdes Brod essen und sind zufriedener, wenn sie wieder heimkommen. Es ist nicht nöthig, daß man ihnen eister kücklet."

Mit diesen Worten stand Barthli auf und ging in den Gaden. Den ganzen Tag war er chybig und ulhdig, Mutter und Kinder gingen ihm aus dem Weg, wo sie konnten.

Bald genug sollte Barthli auch von Balz und zwar aus dessen eigenem Munde Nachricht erhalten. Eines Abends nämlich, als er seinen „Tschägg“ und die Geissen gemolken hatte, schlich vom Wald hinter dem Hause ein zerlumpter Bursche heran. Hosen und Hirthemd waren zerrissen und der Hunger schaute dem armen Tropf zu den hohlen Augen hinaus. Kathribabi, das gerade am Brunnen stand, stieß einen Schrei aus, als es den Fremdling erblickte. „Barthli! Barthli! Chum ai!" schrie es. „Der Balz ist da, der Balz g'wiß wahrhaftig!"

So war es. Wie ein Hund, der Prügel fürchtet, nahte sich Balz schüchtern seinen Eltern,

streckte ihnen die Hand hin und sagte schier unter Thränen: „Ich hab's nümme aushalten können in der Fremde, 's hätt' mich umbracht. Will lieber daheim verhungern, als in der Fremde mein Brod essen.“ „Chum inä in d'Stube!“ schnauzte Barthli, „chaust dinnä verzelle!“ „Gottlob, daß d' wieder da bist“, jubelte Kathribabi, die entzückte Mutter. „Chum Balzili, ich will dir öppis kochen, wirst wohl Hunger haben!“

Nachdem Balz bei einer schlegeldicken Mehlsuppe seine ermatteten Kräfte wieder aufgefrischt hatte, legte er den blechernen Löffel bei Seite und fing an zu erzählen:

„Ihr wißt noch, Vater, wie wir, nämlich der Chaspi und ich am selben Morgen von Stansstad wegg'fahren sind. Ich meinte, es müßt mir's Herz zersprengen, je weiter ich kam und am liebsten wäre ich gleich wieder umgekehrt; aber der Chaspi hat nur g'lacht und mich g'föpfelet. 's Lachen ist ihm bald vergangen. Schon in Luzern draußen sind wir schlecht weggekommen. Der Megger-Nazi hat uns zwar freundlich aufgenommen und uns eine Empfehlung an einen vornehmen Herrn in Frankreich und einen Zettel gegeben, auf dem alle Ortschaften verzeichnet waren, durch die wir kommen mußten. Dann kam er mit uns zur Eisenbahn und wir wollten einsteigen, gaben ihm die Hand und sagten: „Danki Gott!“ Aber holla, der Nazi war damit nicht zufrieden, sondern fing an aufzugehren, wie ein Rohrspatz und meinte, er müsse auch g'lebt haben und könne den Ländlümmlern nicht umsonst den Narr machen. Wir müssen ihm zwanzig Franken zahlen für die Auskunft, sonst lasse er uns hintern gheien. Ihr könnt euch denken, wie wir verklüpfsten, als Nazi so redete und schon einem Landjäger winkte. Wir zahlten also die zwanzig Franken und sagten dem Megger-Nazi, er sei ein Schinderhund und ein verlogener Kärli. Jetzt fuhren wir zum erstenmal Eisenbahn, das ging ganz hübscheli und doch so gleitig, ich kann euch gar nicht sagen, wie. B'erst hat es mir g'schüzelet, ich meinte jeden Augenblick, der Wagen müsse irgendwo anputzchen, an eine Mauer oder Telegraphstange oder in den See hinaus drohlen. Als erst noch ein anderer Zug uns begegnete und an unserm Wagen vorbeischnurrte, da wurde es mir himmelangst und bald hätte ich Fürlia gerufen. Da hab' ich daheim mit meinem Mist-schlitten doch besser aufgepaßt, daß er an einem abschlägigen Orte nicht umwarf; aber auf der

Bahn wird auf nichts geschaut, als auf's Fortkommen, nicht auf Töbel und nicht auf's Wasser. Doch, man kann sich an alles gewöhnen und so ging's auch uns.

Endlich sind wir z'Basel angelkommen. Dort hat man unsere Reissäckli g'visitiert, aber außer ein paar dürren Birnen war nichts mehr drin zu finden; die Wurst, die uns die Mutter eingepackt hatte, waren längst schon gegessen.

Jetzt gings nach Frankreich hinein. Wir kamen zuerst in eine Stadt mit einer großen Festung, weiß nicht mehr, wie sie geheißen hat. Von hier mußten wir telegraphieren, das hat 6 Franken gekostet und dann mußten wir noch

weit, weit fahren, hat auch etwa 20 Franken gekostet. Wir fingen an, Angst zu bekommen, denn wir hatten nur wenig Geld mehr, da uns der Megger-Nazi so schändlich betrogen hatte.

Endlich kamen wir an's Ort, von wo man uns, wie der Megger-Nazi gesagt hatte, abholen sollte. Da franken wir Kaffee, aber nur so G'schlemp, die Beckeli aber waren hübsch vergoldet.

Wie wir das sassen, kam auf einmal einer zur Thüre herein und fragte, ob kein Schweizer da sei. — Natürlich sagten wir gleich, wir seien solche, drauf hat uns der Mann mit großen Augen angeschaut und verwundert gefragt, ob wir zu Zweien seien. Wir sind darauf in sein Fuhrwerk eingestiegen und davon gefahren. Es war schon ziemlich spät, als wir auf dem Gute unseres Herrn anlangten. Wir fuhren in einen Hof hinein, der war schier so groß, wie das Kloster z'Engelberg. Wir mußten zum Herrn, der deutsch reden konnte, wie ich bald genug

merkte. Als er uns sah, fing er gleich an, aufzubegehrn: „Warum kommt ihr zu Zweien? Ich brauch nur einen, der andere kann machen, daß er fortkommt.“ Da habe ich gar grüseln angehalten, der Herr möge mich doch behalten und nicht forschicken. Es half alles nichts, der Mann wurde immer chybiger, parlierte bald auf welsch und fluchte zu deutsch, daß es mir ganz g'schmeucht wurde. Bulezt sagte er, ich dürfe auf seinem Hof übernacht bleiben, er wolle mir dann am Morgen eine Empfehlung an einen benachbarten Gutsbesitzer mitgeben; das sei alles, was er für mich thun könne.

Mit diesen Worten kehrte er uns den Rücken

und ließ uns stehen. Der Mann, der uns hierher geführt hatte, ging mit uns zur Küche, da bekamen wir ein Nachteessen, aber kein nobles. Nachher führte er uns in den Stall. Ich habe gerluogt, als ich da hineinkam und die große Menge Vieh, gegen adtzig Haupt, in zwei langen Reihen darstehen sah.

In einer Ecke war ein abgesperrtes Kämmerlein, das sollte uns zum Schlafzimmer dienen. Chaspi und ich legten unsere Reissäckli ab und machten uns bequem, so gut es ging. Bett war eines da, aber was für eins? Da waren über zwei Sagböde ein paar Läden gelegt, darauf befand sich etwas Stroh und ein Spreusack. Chaspi schlief bald ein, ich aber konnte nicht schlafen. Ich dachte an euch daheim, und wie ich jetzt viel Stunden weit von euch entfernt sei und morgen auch noch den Chaspi verlassen müsse. Da ist's mir furchtbar schwer um's Herz geworden, ich habe angefangen zu brieggen, daß man die Hände unter meinem G'sicht hätte



„Da ist's mir furchtbar schwer um's Herz geworden.“

waschen können. Oh, das war eine lange, traurige Nacht, die erste in der Fremde."

Chaspi konnte schier nicht weiter fahren, so beelendete ihn der Gedanke an alles, was er seither ausgestanden. Die Mutter schluchzte laut, der Valz war ihr immer lieb gewesen und jetzt war es ihm so grusig schlecht gegangen. Der alte Barthli aber murkte und schimpste, sie brauchten wegen dem doch nicht zu pfählen; es sei g'scheider, sie gehen zu Bett und der Valz könne morgen berichten, wie es ihm weiter ergangen sei.

### III.

Wie's dem Valz in Frankreich weiter ergangen ist.

Am andern Morgen, es war ein Regentag, fuhr der Valz, nachdem im Stall alles besorgt war, in seinem Bericht weiter:

„Die erste Nacht, die ich in Frankreich zugebracht, war eine der längsten in meinem ganzen Leben. Am Morgen gab mir der Guts-herr eine Empfehlung an einen etwa 8 Stunden entfernt wohnenden Baron und Chaspi klaubte die paar Bäzen zusammen, die uns von der Reise übrig geblieben waren, und schenkte sie mir. So bin ich denn in Gottes Namen weiter gegangen und gegen Abend todmüd an dem neuen Platz angekommen.

Der Baron, dem das Gut gehörte, wohnte fast nie auf demselben, sondern meistens in Paris, darum wurde ich an den sog. Verwalter gewiesen. Dieser sprach ordentlich deutsch, ich wurde sogleich angestellt und sollte monatlich 40 Franken Lohn bekommen. Ich hatte 26 Rühe zu melken, 1 Stier und 14 Kinder zu hirten und zu pußen, denn da muß alles glatt sein. Um 2 Uhr morgens hieß es aufstehen und gearbeitet wurde bis abends  $8\frac{1}{2}$  Uhr. Das habe ich schier nicht prestieren mögen, hätte aber doch ausgehorrt, wenn nicht noch etwas anderes dazu gekommen wäre. Ich bin halt nur zu ehrlich gewesen. Schon in den ersten 14 Tagen kam ein Metzger zu mir und trug mir Geld an, wenn ich einige Tage, bevor er zum Ankauf von Mastvieh erscheine, dasselbe recht schlecht fütttere, damit es um so schlampiger ausschehe und weniger gelte. Die Röcknechte meinten immer, ich solle ihnen zu trinken zahlen, obgleich ich ihnen nichts schuldig war, und sie mir auch nichts bezahlten. Da wurden sie über mich taub, besonders einer, der hat Schang ge-

heissen. Das war ein abgefeimter Spitzbub, wußte sich beim Verwalter einzuschmeicheln und war bei ihm im Büchli. Wir andern Röcknechte, besonders ich, hatten böse Lebbig. Da hieß es immer, wir seien dumme Kerli, der Schang sei ein Muster, wie er, so müßten wir es auch machen u. s. w. Heimlich soff er mit dem Verwalter, sackte ein, was er konnte, und als ich einmal sagte, es sei nicht recht, daß er zur Sache nicht besser lüge und seinen Herrn betrüge, da sagte er mir grad in's G'sicht hinein, ich sei ein scheinheiliger Lappi und ein dummes Quoder. Eines Tages war dem Verwalter seine silberne Sachuhr, die ihm der Herr auf's Neujahr geschenkt hat, verschwunden. Das gab viel zu reden. Der Verwalter schaute mich misstrauisch an und murkte in einem fort — ich merkte gleich, daß ihm der Schang eingeredet hatte, ich sei der Schelm. Das that mir furchtbar weh — aber was wollte ich machen. Plötzlich wurde mir gekündet; als ich fragte, warum und ob man mit mir nicht zufrieden sei, da schnauzte mich der Verwalter an und schrie, ich werde öppen schon wissen warum. Ich solle nur machen, daß ich fortkomme, so schnell als möglich, sonst sollte er mir einen andern über die Haube reisen. Ich packte ein, konnte aber meinen neuen grauen Tschoppen in Haus und Hof nirgends finden. Im Röckli aber, in dem ich meine Kleider aufbewahrt hatte, fehlten 6 Fünfliber, die ich euch auf Neujahr schicken wollte.“ „So! —“ brauste jetzt der Reikholder-Barthli auf. „So, auch das noch! Den Hagels-Spitzbuoben hätte ich meine Meinung gesagt, den Hudlen. Ich hätte sie bei der Polizei verklagt. Aber du hast kein Kurasch, bist immer ein bluigger Tscholi gewesen.“ — „Was wollte ich machen? Viele Hunde sind des Hasen Tod. Ich mußte froh sein, daß sie mich ungeschoren laufen ließen. Beweisen hätte ich doch nichts können und ein Fremder hat in Frankreich bös klagen. Drum ging ich. Jetzt wußte ich zum zweitenmal nicht, wo aus, wo an. Da kehrte ich zunächst wieder auf den Hof zurück, wo ich den Chaspi verlassen hatte. Aber der Chaspi war nicht mehr dort und der Herr begehrte heillos über ihn und die Schweizer auf. Da zäpste ich mich und marschierte weiter, bis ich endlich nach langem Suchen wieder einen Platz fand mit 40 Fr. Lohn den Monat.

Der Herr, bei dem ich nun diente, war uwizig reich. Angestellte hatte er einen ganzen

Haufen und alle wurden gut bezahlt. Anfangs gefiel es mir unmäig gut, aber nach und nach merkte ich, daß hier auch nicht alles Unken sei. Als ich davon sprach, in die Kirche zu gehen, da lachten mich die Knechte und Mägde aus und sagten, das sei hier zu Land nicht der Brauch. Auf meinem ersten Posten war es mir nie möglich gewesen, den Gottesdienst zu besuchen. Am Sonntag hatten wir den ganzen Vormittag alle Hände voll Arbeit und Christenlehre wurde nachmittags gar keine gehalten. Mit der Sonntagsheiligung sieht's eben in Frankreich traurig aus und auch sonst nimmt man's dort mit der Religion nicht zu genau, obwohl es ein ganz katholisches Land ist. Die meisten Franzosen empfangen höchstens dreimal im Leben die hl. Sakramente, nämlich bei der ersten Kommunion, bei der Heirath und wenn's mit ihnen zum Sterben kommt. Damals hat mir ein Knecht gesagt, wenn man nur ehrlich sei, das sei die Hauptache, dann komme man schon durch d' Welt. Man brauche nicht so exalt zu sein, wie man bei uns daheim ausgebe. Einmal der Herr nehme es mit dem Fleischessen am Freitag auch nicht so genau, und mit dem sechsten Gebot schon gar nicht, und doch wolle er auch in den Himmel. So reiche Leute, die auf der Welt alles haben, was sie wollen, möchten es ja in der Hölle nicht verleiden, auch wüßten sie nicht mehr alle zehn Gebote Gottes und die Kirchengebote auswendig, nur von den 7 Hauptünden hätten sie fast keine vergessen. — Das hat mir nicht recht einleuchten wollen und ich hab' nicht glauben können, daß der vernünftige Christenmensch ungestraft ein so unbetets Leben führen könne, wie das Vieh auf der Matte und, nicht zusammen gerechnet, die Säu im Stall. Daß es bei Leuten, die keine Religion haben, nicht sauber aussieht, habe ich bald genug merken können. Die Mägde, welche im Stall Hühner und Schweine zu besorgen hatten, läuteten die Sauglogge, daß ich ihnen gern die Hand in's Maul g'schlagen hätte. Ueberall suchten sie mit den Knechten anzubinden. Auch mir flattierten die Hexen und manches gute Bißli aus der herrschaftlichen Küche wurde mir angeboten, aber ich wollte nichts davon wissen und wußte, warum. Alle ersten Monatssonntage war im Dorfe Tanz, da gingen die Knechte mit den Mägden auch hin — aber ich mochte nicht mithalten. Die Küchenmagd, das Quoder, strich

mir aber gleichwohl überall nach und wollte sich mir anhängen, — da machte ich kurzen Prozeß und zündete ihr mit der Mistgabel zum Stall hinaus. Jetzt hatte ich alles verspielt. Knechte und Mägde verschworen sich gegen mich und mir selber verleidete der Posten, so daß ich nicht mehr bleiben möchte und mich nach einem andern Platz umsah. So Jahr aus und Jahr ein keine Predigt, keine Christenlehre und nur alle Betteljahr eine hl. Messe, da vergißt man nach und nach den lieben Gott und die Mutter Gottes und verlernt das Beten, und wird unter solchen liederlichen Leuten selber schlecht. Drum habe ich des Mälterseppen-Jäggl geschrieben, der bei Nansi eine unmäig gute Stelle hatte. Er berichtete mir, ich solle nur kommen, er habe einen Posten für mich und das einen apparti fürnehmen. Da habe ich denn mein Bündel gemacht und bin gegen Nansi zuo gefahren. Der Jäggel führte mich zu einem Gutsbesitzer, der war ein Baron und ein guter Herr, einmal noch katholisch. Er ging noch in die Kirche und auch wir Diensten mußten den Gottesdienst besuchen, was man sonst in Frankreich nicht antrifft. Hier wäre ich erschrecklich gerne geblieben und hätte euch gewiß über den nächsten Monat Geld heimschicken können, aber die Kost habe ich gar nicht verleiden mögen. Vom schlechten Wasserkaffee, vom versalznen Speck und Sauerkabis bekam ich das Magenweh und vom Schlafen im Gaden auf dem nassen Heu die heiße Gliedersucht. Ich mußte nach Nansi in den Spital, der Herr hat mich selber hingeführt. Sechs Wochen lang konnte ich kein Glied verroden, und wie ich aus dem Spital kam, da hatte ich kein Geld, kein Fleisch und Blut und keine Kraft mehr. Jetzt begann erst recht mein Elend. Ich machte mich auf den Weg, einen Platz zu suchen. Zwei Tage später gab es Schnee und ich war nur schlecht gekleidet. Die Schuhe waren offen, so daß die Zehen herauschauten und der Schnee eindrang. Ich hatte einziges Paar Hosen und der Tschoppen war dünn und nicht gefüttert. Französisch konnte ich fast gar nichts, und so lief ich den ganzen Tag hungrig und sturn herum. Am Abend waren meine Schuhe mit Schnee gefüllt und meine Strümpfe bachnaß. Halb erstarri vor Kälte mußte ich noch eine Herberg aufsuchen, wenn ich schon vor Müdigkeit fast umfiel und doch habe ich Leute, ja sogar Schweizer angetroffen, die mich nicht über Nacht behalten

wollten und mich wieder in's Wetter hinaus-  
jagten, wie einen Hund. Da hatte ich endlich  
genug Fremde, ein grenzloses Heimweh befiel  
mich und ich wandte mich der Schweiz zu.  
Unter unsäglichen Bemühungen kam ich endlich  
hier an und ich gehe nicht mehr fort und wenn  
ihr mich mit einem Stecken davonjagt."

Barthli hieß inne. Die Mutter schluchzte vor  
Mitleid mit ihrem Sohn, Barthli saß stumm  
und steif da und brachte kein Wort heraus.  
„Wie gern hätte ich euch etwas Geld geschickt“,  
sagte endlich Balz — „aber als ich etwas er-  
spart hatte, wurde es mir gestohlen, den Monats-  
lohn auf meinem zweiten Posten brauchte ich  
für die Reise nach Nansi und was ich dort ver-  
diente, blieb im Spital zurück.“

Was wollte Barthli gegen all das einwen-  
den, — kopfschüttelnd stand er auf und schritt  
schweigend in der Stube auf und ab, — seine  
schönen Träume waren zerronnen. —

#### IV.

Wie und wo der Balz wieder Knecht wird und wie  
der Barthli zu Geld kommt.

Balz blieb nun auf dem Obtoffenacher und  
arbeitete wie ein Ross, aber er hatte schlimme  
Tage durchzumachen und wurde von seinem  
Vater gehörig g'schürgget. Was er that, war  
nie frecht und Barthlis Schimpfen und Auf-  
begehren über den ungeschickten Tschogg-Balz  
dauerte vom Morgen früh bis zum Abend spät.  
„Du bist der dümmste Schlorpi, der auf Gottes  
Erdboden herumläuft,“ brummte der Vater.  
„Jetzt begreife ich, warum man dich drinnen  
in Frankreich nicht hat brauchen können.“ Solche  
Reden thaten natürlich dem Balz grüselig weh,  
oft stieg ihm das Blut in den Kopf, doch er  
würgte seine Täubi hinab und schwieg. Daß  
es aber auf d'Längi so nicht mehr gehen könne,  
sah der geplagte Balz gut genug ein; es mußte  
anders werden.

An einem Sonntag nach dem z'Abetessen  
strich der Balz vom Obtoffenacher weg und  
schlug den Weg nach der Weidhostett ein. Er  
hatte nämlich vernommen, daß der Weidhostett-  
Marti vor ein paar Tagen seinen Knecht davon-  
gejagt habe, und so faßte er sich ein Herz und  
dachte, ich will wenigstens anfragen, ob man  
mich brauchen könne. Der Weidhostettler stand  
neben dem Gaden unterm großen Birnbaum.  
Ganz schüchtern fragte Balz, ob er vielleicht ein

Knechtkli brauchen könnte. Natürlich wollte der  
Marti zuerst wissen, wer der Balz sei, woher  
er komme und was er könne. Er machte kuriöse  
Augen, als er vernahm, Balz sei des Reik-  
holder Barthlis Buob und habe in Frankreich  
ein halbes Jahr lang als Knecht gedient. „Das  
wird öppis Rars sein“, brummte der alte Bauer,  
laut genug, daß es Balz verstehen konnte. „Mit  
Leuten, die in der Fremde herumgeleischt sind,  
will ich nichts zu thun haben, und mit des  
Reikholder-Barthlis Buoben am allerwenigsten.“  
Dem armen Balz wurde es wind und weh um's  
Herz und er fing an, zu erzählen, wie miserabel  
schlecht es ihm in Frankreich ergangen sei und  
wie er es daheim beim Vater nicht mehr aus-  
halten könne. — Er bitte drum der tufig Gott's  
willen, der Marti mög's doch mit ihm probieren.  
„Miera“, sagte endlich der Weidhostettler, „so  
kannst kommen, aber nur auf d'Prob, nach vier-  
zehn Tagen wollen wir dann wieder miteinander  
reden.“

Wer war glücklicher, als unser Balz. Schon  
am nächsten Morgen packte er seine Habselig-  
keiten zusammen und verließ mit seinem Bündeli  
unterm Arm den Obtoffenacher. Am gleichen  
Tag bezog er seine Laube auf der Weidhostett  
und hing sein G'wändli an zwei Nägeln auf.

In der Weidhostett fühlte sich der neue  
Knecht bald heimisch, und doch sah es hier ganz  
anders aus, als auf dem Obtoffenacher. Der  
Marti war einer der wohlhabendsten Bauern  
der ganzen Gemeinde, sein Heimen eines der  
g'freutesten weit und breit mit Ried und Wald,  
Vorsäß und Alpig. Um's Haus herum herrschte  
die sauberste Ordnung, und drinnen war's  
heimelig und nett. Drei bereits erwachsene  
Töchter führten gemeinsam das Hauswesen.  
Von ihrer braven Mutter, der Weidhostett-  
Barbara, die vor wenigen Jahren gestorben war,  
hatten die Mädchen hausen und arbeiten gelernt  
und auch der Vater hatte sie nicht verwöhnt.  
Der einzige Sohn, Chlaus hieß er, arbeitete  
rüstig im Stall und auf dem Felde und ging  
im Sommer z'Alp. — Streng handhabte der  
alte Weidhostettler die Ordnung im Hause.  
Wie's sein Vater mit ihm gehalten hatte, so  
hielt er's mit seinen Kindern, da hieß es beten  
und arbeiten, sparen und hausen, ohne zu  
schinden und zu schaben. Der Marti mochte  
Buben und Meitschenen eine Freude wohl gönnen,  
war aber Feind aller Verschwendung.  
Jeden Abend wurde gemeinsam der Rosenkranz

gebetet, der Balz war aber nümme recht dran gewöhnt. Das Weihwasserkesseli neben der Stubenthüre trocknete nie aus und am Sonntag ging der Marti mit seiner ganzen Familie zur Kirche. Geheuet wurde am Sonntag nicht, denn der Weidhostettler ließ am Samstag nicht mähen und kam doch nicht zu armen Tagen. Aus der Christenlehre durfte keines wegbleiben.

Der Segen Gottes fehlte dem Weidhostett-Marti nicht, sein Wohlstand mehrte sich von Jahr zu Jahr. Manche gute Gült wurde im Stillen gekauft und im Unterg'schlachtli lagen ein Tschuppeli Napiliöndl in einer Schweinsblase für schlimmere Tage aufbewahrt. In dem Stübli ob der Küche standen große Kästen, gefüllt mit dünnen Birnen, Apfelschnitten und Zwetschgen, an der Wand hingen schwere Stränge Garn und dicke Wuppe selbstgesponnenen Zeugs lagen darneben.

Die erste Woche verlief für Balz ganz ordentlich; freilich mußte der Chlaus dem neuen Knechtli noch vieles zeigen, daß er „jäh“ gemacht, aber er that es nicht unter Schelten und Schimpfen, wie der Vater Barthli, und drum folgte ihm Balz gern. An's Frühauftreten hatte er sich schon in Frankreich g'wöhnen können, aber mit dem Hirten und Melken hatte er es nicht so exalt genommen. Der Weidhostett-Marti aber schaute seinem Knecht gehörig auf die Finger, sagte, so und so wolle er es haben; und der Balz bekam Respekt und nahm sich gehörig zusammen. Zwischen der Arbeit im Stall gab's noch allerlei zu werchen und zu rüsten, Mist zu mennen, Holz zu spalten. Chlaus ging dem Balz mit einem guten Beispiel voran und ermahnte ihn, wenn er tampen und lyren wollte. So mußte sich der neue Knecht manches ab- und anders angewöhnen, was ihm zuerst etwas hart vorkam, aber er fügte sich.

Am Sonntag nach dem Mittagessen sagte Breneli, das älteste Mädchen zu Balz: „Nimm mir dann nach der Christenlehre zwei Halbbrödli heim, 's geht ja in einem Gang!“ „Jäh“, sagte Balz in gedehntem Ton, „jäh — ich weiß halt nicht, ob ich in die Christenlehre gehe, bin ja am Morgen schon einmal z'Predigt gewesen.“ „Es thäte dir aber nichts schaden“, entgegnete Breneli, „wenn du auch zum Nachmittaggottesdienst gingest. Könntest noch öppis nachenmachen von dem, was du in Frankreich drinnen z'wenig gangen bist, wirst deßwegen noch kein Gottli. Der Chlaus geht auch alle

Sonn- und Feiertage vor- und nachmittag zur Kirche.“ Das würgte den Balz, er wäre verfluemerisch gern in die Laube hinauf'gangen und ein wenig im G'wand auf's Bett gelegen — aber, dachte er, man kann einmal gehen, 's ist wegen dem Brodheimnehmen. Der Chlaus war an einem Göttiwein, 's Breneli mußte gaumen, denn 's Franzli und 's Bethli waren mit des Dastertonis-Christini auf Seelisberg waisfahrtan gegangen. Von da an ging der Balz Vor- und Nachmittag z'Kirchen.

Nach vierzehn Tagen stellte der Weidhostett-Marti den Balz als Knecht an, versprach ihm 80 Franken Jahrlohn und ein Paar Schuh zum Samichlaus. Zwar hatte er ihm noch allerlei zuzusprechen, meinte, er sollte beim Arbeiten öppis g'wehrter sein, und 's Fluchen bei jeder Kleinigkeit müsse er sich abg'wöhnen. Ferner solle er ihm keine Kameradschaften nachziehen, das Gezöck wolle er nicht haben und das d'Stubetengehen müsse er ganz unterwegen lassen. Der Balz nahm sich das alles schön zu Herzen und ließ sich immer besser an. Bald verstand er das Hirten so gut wie der Chlaus, seine Brennten und Eimer glänzten stets weiß gefegt und für's liebe Vieh sorgte er fast besser, als für sich selber. Der alte Weidhostettler hatte seine heimliche Freude daran, ließ aber nichts merken, 's Rühmen war nie seine Gewohnheit gewesen, aber am nächsten Gallustag besserte er Balzens Lohn mit 20 Franken auf.

Droben auf dem Oblossenacher ging inzwischen alles seinen gewohnten Gang. Der Chaspi schrieb hie und da, aber selten, gewöhnlich verging ein halbes Jahr von einem Brief zum andern. Zur großen Freude Barthlis war endlich auch etwas Geld angekommen. Am Weihnachtsnachheiligtag, als der Reikholder Barthli zur Kirchenthür herauskam, da stand des Posthalters Jakob draußen und sagte, der Barthli soll auf die Post überen kommen, es sei Geld für ihn da. Der Barthli war zuerst ganz vertattert, da gab ihm der Chropfli-Chaspi nebenzu einen Puff: „Geld sei auf der Post für euch da, ihr sollt's abholen. Es ist gewiß von euerem Chaspi!“

Jetzt wurde der Barthli lebendig, wie ein altes Stoßbärenrad holperte und schweibete er zur Post hinüber. Wirklich war ein Päckchen mit Geld da, Barthli schrieb seinen Namen mit zitterigen und hagsteckenlangen Buchstaben in's Buch, das man ihm vorlegte und eilte

dann „was gisch was hesch“ dem Obtoffenacher zu.

Es waren zwar nur 50 Franken, die Chaspi schickte und Barthli hätte gern mehr, viel mehr gehabt. Aber der Chaspi schrieb, er werde später wieder etwas schicken und so war man zufrieden. Auch der Balz brachte von seinem Lohn ein schönes Stück seinem Vater, obwohl ihn dieser nie besucht hatte und es nicht verwerchen konnte, daß sein Bub beim Weidhostett-Marti in Dienst getreten war. Barthli erinnerte sich nur zu gut an das Gespräch, das er mit dem Marti geführt hatte und seit der Zeit konnte er den Weidhostettler nicht mehr ausstehen. Eines ist wahr, der Barthli verwendete sein Geld nicht schlecht. Zwar trank er noch gerne ein Most, auch ein Gläseli Schnaps, aber er ließ doch auch manches an seinem Haus und Gädeli zweg machen, neue Schindeln auf's Dach thun und die Löcher im Stubenboden ausschaffen, aber ein zweites Küohli anzuschaffen, wie er gehofft, das vermochte er noch lange, lange nicht.

Als Chaspi zum zweitenmal Geld schickte, fing dem Barthli der Kamm wieder zu wachsen an, besonders als ihm sein Bub mittheilte, wie er nun einen gar fürnehmten Posten habe. Immer häufiger besuchte der erfreute Vater die Wirtschaften im Dorf und saß oft lange im „Schäfli“ oder „Bären“. Natürlich sprach er da von Frankreich und von den 80 Kühen und Kindern in dem ungeheuren Stalle, wo der Chaspi schier allein Herr und Meister sei. Barthli las auch Chaspis Briefe vor, wenn er schon kein Wort lesen konnte. Der Seppli hatte sie ihm so lange vorlesen müssen, bis er sie auswendig wußte und wenn er hie und da in den Zahlen zu hoch griff, so machte ihm das wenig Skrupel.

„Das ist ander Wetter da drinnen in Frankreich,“ pflegte er gewöhnlich zu sagen, „Ander Wetter, als beim Weidhostett-Marti, bei dem sich der Balz für ein g'ring's Löhndli abschinden und z'tod arbeiten muß. Der Balz wäre sicher auch wieder nach Frankreich gegangen, wenn ihm nicht der Weidhostettler den Kopf voll geschwatzt hätte: wie er an Leib und Seele z'Grund gehen müsse, wenn er wieder in die Fremde ziehe. Ich fürchte einmal für meine Buoben nichts, dafür hab' ich sie zu gut erzogen, der Weidhostett-Lappi mag sagen, was er will.“

Hing der Barthli so zu reden an, so hatte er gewöhnlich schon ordentlich eingehiezt. Wenn er dann noch ein Schnaps oder zwei trank und endlich gegen den Obtoffenacher hinaufwackelte, da hing der Himmel wieder voll Baßgeigen und das Gadenhüsli wurde wieder zum Palast vor seinen prophetischen Augen.

## V.

Wie der Chaspi heimkommt, in der Weidhostett Besuch macht und dort verabschiedet wird.

Inzwischen war der Sommer des Jahres 70 gekommen, als plötzlich das schreckliche Kriegswetter über Frankreich und Deutschland losbrach. Im lieben Schweizerlande herrschte eine gewaltige Aufregung. Angst und Besorgniß ergriff die Herzen, als es am 19. Februar hieß, das Militär müsse übermorgen ausrücken und die Grenzen besetzen. Auch der Weidhostett-Chlaus mußte den Tornister anschallen und mit der Infanterie in's Züribiet und gegen Schaffhausen marschieren. Balz war mit seinen Plattfüßen glücklich dem Soldatendienst entgangen.

Bis hinauf zum Obtoffenacher schallte der Kriegslärm, dem alten Barthli kam die Sache doppelt bedenklich vor. „Was werden sie in Frankreich drinnen mit dem Chaspi anfangen?“ Mutter Kathribabi jammerte und jauzelte, als wäre ihr Buob bereits schon von den bösen Franzosen erschossen.

Aber die bösen Franzosen hatten den Chaspi nicht todtgeschossen, denn dieser hatte Pech gegeben, sobald er Pulver roch. Er traute dem Wetter nicht und wußte zu gut, daß wer deutsch redete, damals in Frankreich nichts Gutes zu erwarten hatte.

Noch rechtzeitig kam er über die Grenze und eines schönen Morgens hieß es im Dorf drunten, des Reitholder-Barthlis Chaspi sei heimgekommen und im „Schäfli“ übernachtet. Er berichte gar wunderbare Sachen von Frankreich, vom Napoleon, von den Türkos mit ihren Käzen auf den Tornistern, von den Kugelsprüzen und Hinterladern und der Preuß müsse und thue es auch verspielen, sie werden es sehen.

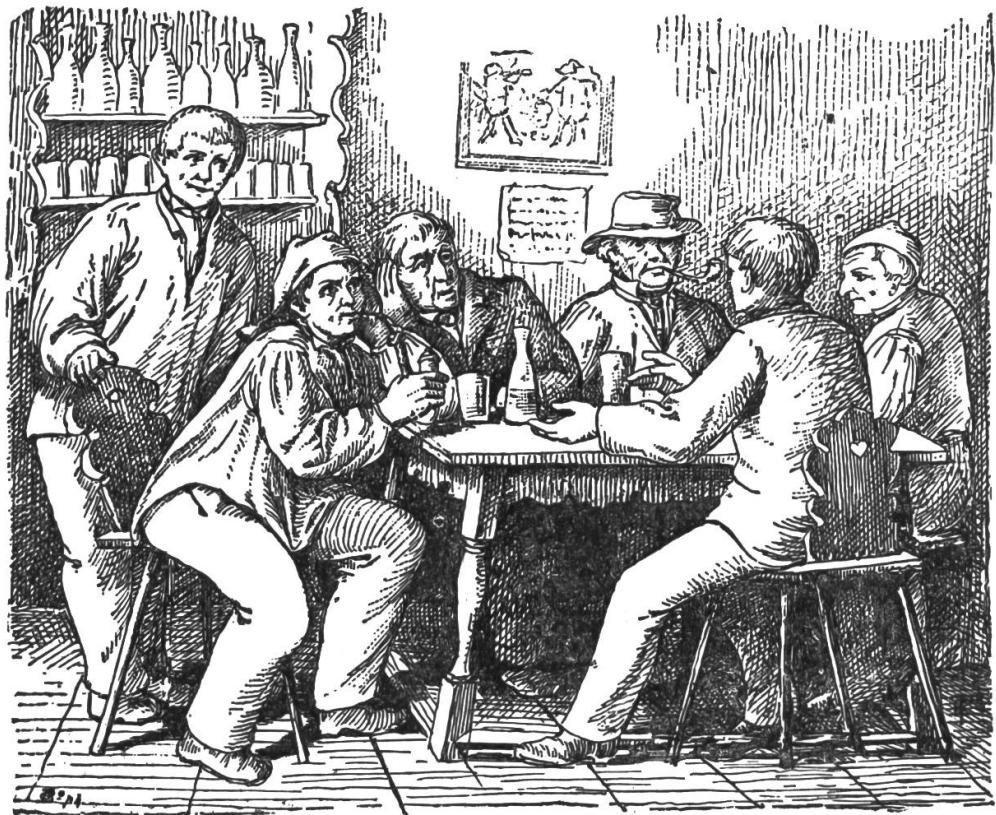
Mit Chaspi kehrte Freude und Jubel auf dem Obtoffenacher ein. Der alte Barthli kam fast aus dem Hüüsli beim Anblick seines hübschen und gescheidten Sohnes, der schier nicht mehr deutsch, auf jeden Fall nicht mehr unterwald-

nerisch reden konnte. Kathribabi konnte ihren Erstgeborenen nicht genug g'schauen, so hatte er gewachsen und gehübschet. Der Seppli und 's Marieli aber fürchteten sich beinahe vor ihrem großen Bruder mit dem schwarzen Schnauz, aber alle halten über und über zu losen, was ihnen der Chaspi b'richtete von Frankreich, von den reichen Herren, die dort seien, wie viel Vieh, Knechte und Mägde, Rosse und Schafe sie haben, und wie viel Geld es dort gebe, mehr als daheim Laub. „Ich habe auch Paris gesehen“ rühmte Chaspi, „das königliche Schloß und den Platz Karussel und bin in den Tschamp Elise gewesen,

wo die General ausreiten und die reichen Herren sechsspännig aussfahren mit Rößlenen, die glänzen noch fast mehr, als das goldige Geschirr, das sie anhaben.“

Natürlich kam Barthli bald auf die Hauptache zu sprechen und wollte wissen, ob der Chaspi nicht einen Laubsack voll Napiliöndl mitgebracht habe. Der

Chaspi aber entschuldigte sich, er habe viel Auslagen gehabt, bis er neu gekleidet und eingerichtet gewesen sei, auch habe er einem Verner Geld entlehnt, der zu Hause ein Heimen kaufen wollte u. s. w. Der Reitholder-Barthli wurde nachdenklich und schüttelte den Kopf, der Chaspi aber fing von etwas anderem zu reden an und fragte, wie's dem Balz gehe, er habe vernommen, er sei beim Weidhostett-Marti Knecht. „Freilich, so ist's,“ bestätigte Barthli und fing an über den Balz loszuziehen, daß es nicht mehr schön war. Getreulich stimmte Chaspi seinem Vater bei: „Der



Chaspi wußte viel, viel zu berichten.

Balz hätte nicht so schnell aus Frankreich heimzulaufen gebraucht, das sind Kindereien. Aber so geht's, wenn einer meint, er müsse wie ein Gottli leben und allen Heiligen die Füß' abschneien. In der Welt draußen muß einer mitmachen und Fünfe grad sein lassen, wenn er zu etwas kommen will. Gerade so exakt braucht's einer nicht zu nehmen, wie's der Pfarrer in der Christenlehre haben will. Man muß ein Gleich haben, leben und leben lassen.“ „Bygost Chaspi“ lachte der Barthli, „du hast Rächt! Wer eister a chli hidäläd Wer eister a chli fiffäläd Hed eister a chli Gäld, Chund lustig dur d'Wält!“

Die Mutter machte zu solchen Reden kuriose Augen, der Seppli und 's Marieli aber verstanden zum Glück wenig davon.

Am andern Tag wurde viel darüber dispuert, wie man dies und jenes am Hause verbessern, da und dort einen guten Schick machen könne.

Gegen Abend aber ging der

Barthli mit seinem hoffnungsvollen Aeltesten hinab in's „Schäfli“, da wollten einige Kameraden zusammen kommen und der Chaspi sollte ihnen von Frankreich und dem Krieg erzählen. Chaspi wußte viel, viel zu berichten und behauptete, was er sage, sei alles gewiß wahr. Eine Maß nach der andern spazierte auf und als Vater und Sohn nach Mitternacht dem Obtessenacher zuwandelten, da kamen sie mehr als einmal neben den Weg.

So verging die Woche, es kam der Sonntag. Barthli hatte sich schon längst darauf gefreut, mit dem Chaspi in der Kirche aufzu-

stolzieren, aber der gute Barthli hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Schon leuchtete die Morgensonne durch's Laubfenster auf Chaspis Bett, als Barthli den Schläfer mahnte, es sei Zeit aufzustehen und in die Kirche zu gehen, es läute schon Wisi. „Was? Kirchengehen?“ stöhnte Chaspi schlaftrunken. „Ich komme!“ Nach einer Viertelstunde kam der Vater wieder, „es habe schon zusammen geläutet, er solle doch machen und kommen.“ „Eh bien, geht nur Vater, — ich habe Kopfweh, kann nicht kommen!“ Mit diesen Worten lehrte sich der Chaspi gegen die Wand und ließ den Vater unter der Laubenthüre stehen. Am Freitag drauf war das Fest des Kirchenpatrons. Als die Mutter kam, ihn zu wecken, machte es der Chaspi wieder wie am Sonntag, drehte sich gegen d'Wand und blieb liegen. Mutter Kathribabi wollte aber gar nicht begreifen, daß ihr Bub nur an Sonn- und Feiertagen vormittags unwohl sei, z'Mittag wieder aufstehen und tubaken könne und am Abend es erleiden möge, über den Zehnartikel hinaus im „Schäfli“ zu sitzen. „Ich meine,“ schloß sie ihren langen Zuspruch, „du willst einfach gar nicht mehr z'Chilen und alles, was du sagst, sind nur faule, erlogene Ausreden. Das wird dir aber doch nicht Ernst sein, 's wär' ja 'ne Spott und Schand.“ Detzt wurde der Chaspi taub und drehte sich um und rief: „Meinetwegen, aber ich gehe nicht zur Kirche. Das habe ich in Frankreich drinnen verlernt. Die Franzosen sind doch g'wiss auch katholisch und das ferm, aber alle Sonntage in die Kirche zu laufen, ist bei ihnen nicht der Brauch. Ich bin schon drei Jahre lang in keiner Kirche mehr gewesen und wenn ich's so lange ohne Gottesdienst hab machen können, so wird's in Zukunft öppে auch gehen.“

Kathribabi schlug die Hände über'm Kopf zusammen, als sie ihren Chaspi so reden hörte; sie wußte sich nicht zu fassen. Eiskalt lief es ihr über den Rücken und die Thränen schossen ihr in die Augen: „Chaspi, Chaspi! Was du nicht sagst! Drei Jahre lang bist du in keiner Kirche gewesen, hast die Ostern nicht gemacht! Ist das möglich?“ „Natürlich ist es möglich,“ lachte Chaspi, „die Franzosen denken an so etwas nicht und unsreiner hatte dazu keine Zeit.“

Barthli brummte und mäderlte, man müsse sich ja vor dem ganzen Land schämen, wenn's auskäme, daß der Chaspi so gar keine Religion

mehr habe. Es half alles nichts, der Chaspi blieb zu Hause, obwohl die Glocken so freundlich vom Thal heraufschallten und zur Festfeier einzuladen.

Gegen Mittag hatte der Chaspi sein Kopfweh richtig wieder verloren, und am Nachmittag machte er sogar in der Weidhostett einen Besuch. Balz war aufrichtig erfreut, seinen Bruder wieder zu sehen. Er führte ihn überall herum, zeigte ihm Spicher und Stall und setzte sich zuletzt mit ihm auf's Bänkli unter dem großen Birnbaum. Chaspi that zuerst etwas vornehm und konnte nicht mehr recht deutsch, als aber der Weidhostett-Marti kam und die Beiden zu einem z'Füsi einlud, verstand er das sofort und ließ es sich nicht zweimal sagen. Bald saß er mit Marti und Balz in der heimeligen Stube der Weidhostett, hinter dem schweren Tisch aus Nussbaumholz und vor ihm stand eine Maß Italiener und 's Breneli trug in saubern Tellern Käse und Brod auf.

Natürlich mußte Chaspi über Frankreich b'richten. Der Marti war g'wundrig, bei was für einem Herrn er gedient habe. „Ja, ich sage euch, das war ein Herr“, rühmte Chaspi. „Der hat mehr Vieh gehabt, als hier zehn Bauern zusammen. Sein Vermögen hat man auf wenigstens zehn Millionen geschätzt. Knechte und Mägde hatte er, weiß ich wie viele, drunter auch zwei Kutscher und zwei Gärtnner. Im Rosstall waren die Wände mit lauter blauen Ofenkacheln überzogen und mehr als ein Dutzend Pferde standen darin. Die meisten wurden nur für's Schesenfahren und zum Ausreiten gebraucht, für's Fuhrwerken standen noch 15 Pferde in zwei andern Ställen bereit. Die Madam ritt schier alle Tage zu Pferd aus, obwohl der Herr fünf nagelneue Schesen hatte.“

Der Weidhostett-Marti stand auf und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Daß Frauen ausreiten, kam ihm schier unglaublich vor, denn er dachte an seine Barbara selig und ihr bescheidenes Wesen. Das Breneli aber war neugierig geworden und fragte den Chaspi: „Wozu hat man dort das viele Vieh? Machen sie dort auch Käse? Ich habe gemeint, die könne man nur bei uns machen!“

Chaspi lachte hell auf. „Allweg machen sie dort auch Käse, aber nicht apparti guten. Mein letzter Herr hat ungefähr 80 Kühe gehabt und mehr als 300 Maß Milch täglich gemolken. Es wird nämlich viel Vieh gemästet und das

gibt wenig Milch. Die Milch wurde in eine benachbarte Dampfmolkerei gebracht, da machte man Maschinenbutter und magere Käse daraus.“

„Da wird scheint's viel mit Dampf gearbeitet,“ bemerkte der Weidhostettler.

„Freilich, freilich! Fast alles wird mit Dampf betrieben. Meine Herrschaft hatte auch eine Dampfdreschmaschine. Die hat ungefähr wie ein Komödiwagen ausgesehen. Im Innern war das Werk, oben auf dem Kasten hat man das Korn eingelegt, unten kam das Stroh heraus und das schwere und leichte Korn, sauber geputzt.“

„Da hat ja niemand zu schaffen gebraucht, wenn alles so flug ging,“ sagte der Marti und lachte. Chaspi aber belehrte ihn eines Bessern.

„Zum Herbeischaffen des Korns, zum Wegführen der Frucht in Säcken, zum Wegnehmen und Binden von Stroh und zum Fortschaffen des Puststaubes waren über 30 Personen, Manns- und Weibsleute und 8 Pferde erforderlich. Beim Dreschen geht's da zu, wie wenn man mit einem Stocken in einem Waldhengstennest herumstört. Fern haben wir täglich etwas mehr als 1000 Garben gedroschen, das macht zusammen 200 Zentner reine Frucht. So ist's 16 bis 20 Tage mit Dreschen fortgegangen, obwohl es nur ein mittelmäßiges Jahr war, mit spätem Frühling und nassem Vorsommer.“

Der Weidhostett-Marti schüttelte ganz bedenklich seinen grauen Kopf. Nein, das konnte er schier nicht glauben, was da der Chaspi berichtete. „Des Reichholders Buob will dich zum Besten halten, dir einen Bären aufbinden,“ dachte er bei sich und sagte darum unwillig:

„Es ist freilich wahr, daß es in Frankreich drinnen viel reiche Leute gibt, aber 's Reichsein allein macht noch nicht glücklich. Nach meinem Dafürhalten ist ein zufriedener, religiöser Sinn das größte Glück, und gerade das scheint den Franzosen zu fehlen. Auch in sittlicher Beziehung soll nicht alles just sein, und es gibt Leute genug, die es gerade heraus sagen, der gegenwärtige Krieg in Frankreich sei eine Strafe Gottes für die dort herrschende Sittenlosigkeit und Sonntagsentheiligung.“

Als Chaspi das Wort Sonntagsentheiligung hörte, roch er den Pfeffer und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Bald darauf verließ der Marti die Stube. Nichts war dem Chaspi erwünschter. Der Wein hatte ihn immer frecher und gesprächiger gemacht und er forderte

's Breneli auf, mit ihm anzustoßen und ihm Bescheid zu thun. Es gäbe in Frankreich auch hübsche Meitschi, sagte er, die seien zwar nicht so schüch wie die hiesigen, aber die Unterwaldner-meitschi gefallen ihm doch zehnmal besser.

Mit letzterer Behauptung schien es Chaspi wirklich ernst zu sein, denn von jetzt an kam er fleißig auf Besuch in die Weidhostett, aber ein Blinder hätte es sehen können, daß es dem Burschen mehr um Martis Töchter, als um den Balz zu thun war; besonders dem Breneli strich er nach, wo er nur immer konnte.

Inzwischen war der Weidhostett-Chlaus aus dem Militärdienst zurückgekehrt, andere Truppen waren an die Grenze gezogen. Den Winter über ging alles seinen gewohnten Gang; Chaspi war nie in der Kirche, aber sehr oft im Wirthshause und in der Weidhostett zu sehen. Der Weidhostett-Marti fing an zu müderlen, daß der Chaspi immer da sei und den Balz „versume“ — der Chlaus aber beobachtete den frechen Besuch mit argwöhnischen Augen und das nicht ohne Grund. — Als der Frühling gekommen war, faßte Chaspi endlich den Entschluß, nach Deutschland zu verreisen, dort seien jetzt die Leute rar, sagte er, und es könne nicht fehlen, da müsse er einen guten Platz finden.

Vor seiner Abreise kam er nochmals in die Weidhostett, um von Balz Abschied zu nehmen. Lange sassen die Beiden beisammen und Chaspi wandte alle Kraft auf, den Balz zu bereden, daß er mit ihm nach Deutschland komme. „Du mußt ja hier zu Land versuren, der Verdienst ist klein, trotz der strengen Arbeit und du bringst es dein Lebtag zu nichts.“ „Ich bin schon einmal in der Fremde gewesen,“ sagte Balz, „ich habe genug bekommen. Durchbringen kann ich mich hier ebenso gut, ja besser als anderswo. Hab' einmal die Eltern daheim grad so viel zu unterstützen vermocht, als du, trotz deines schönen Lohnes!“ „Wie meinst du das?“ brauste Chaspi auf. „Du hast keinen Grund, mir so öppis vorzuschmälen. Hab' ich dir nicht in Frankreich drinnen den letzten Bahnen gegeben, den ich im Sacke hatte? Aber so hat's das Hudelpack! Zuerst wird einem 's Geld abg'schwindelt und nachher kriegt man den Schuh. Jetzt hab' ich g'nug von dir; bist schon lang ein falscher Hund gegen mich gewesen und willst es scheint's bleiben.“ Mit diesen Worten verließ Chaspi den Stall, indem er seinem Bruder einen von Haß glühenden Blick zuwarf.

Gelassen setzte Balz seine Arbeit fort, als ob nichts geschehen wäre. Er mocht die Kühle und ließ sie zur Tränke gehen. Gerade wollte er die letzte Kuh vom Brunnentrog weg wieder in den Stall treiben, da hörte er von drüben aus dem Bauernhaus lautes Gerede und drohende Scheltworte. Aus der Kühle gesellte ein Schrei, dann folgte ein lautes Gepolter, die Hausthüre wurde hastig aufgerissen und „toz auf toz“ rannte oder purzelte vielmehr eine dunkle Gestalt über die Stiege hinunter. Aus den Drohworten des Chlaus, die dem Scheidenden nachschallten, erkannte Balz nur zu gut, daß der also verabschiedete sein Bruder Chaspi sei.

Um andern Tag hieß es im Dorf, des Reitholder-Barthlis Chaspi sei nach Deutschland verreist.

## VI.

Wie der Balz zu einem steifen Bein und zu einer reichen Frau kommt.

In der Weidhostett schwieg man von Chaspi, weder Marti noch Chlaus noch irgend jemand ließ merken, was an jenem Abend vorgefallen war, man fürchtete, den guten Balz zu betrüben. Balz war wirklich im Hause allen aufrichtig lieb und wurde ihnen von Tag zu Tag lieber. Besonders Breneli mochte den bescheidenen, fleißigen Knecht gut leiden, wenn es auch weiter nichts merken ließ. Wer aber das Meitschi genauer beobachtete, der mußte bald sehen, daß der Balz bei ihm im Büechli war. Auch Balz mochte dieß vielleicht ahnen, aber er war zu schüchtern, als daß er sich je gegen Breneli vertraut gezeigt hätte. Konnte er für das Mädchen etwas thun, ihm einen Dienst leisten, so that er's freilich gern und mit freudig klopfendem Herzen, aber mit ihm zu scherzen, oder ihm gegenüber sich freier zu benehmen, das kam dem braven Balz nicht in den Sinn.

So vergingen Sommer und Herbst, bereits hatte auch schon der Winter seinen Einzug gehalten. Da ließ der Weidhostettler ein Stück vom Lauvitosenwald abholzen; die meisten Buchen waren gefällt und nun ging man an's Reisten. Es war ein bitterkalter Tag, alles Stein und Bein gefroren, der Boden hart wie Eisen. Chlaus und Balz begaben sich mit zwei Taglöhnern, dem Reigel-Baschi und Bäzi-Franz an die Arbeit. Die beiden Taglöhner ließen oben im Wald die Hölzer an; wie Pfeile schossen

die mächtigen Stämme in's Thal hinab. Chlaus und Balz standen seitwärts ziemlich weit vom Reistweg entfernt und schafften einige Hölzer bei Seite. Wiederum ertönte ein lautes „Huot, Huot!“ von oben herab, wieder rasselte und prasselte ein mächtiger Stamm über den Boden daher, als das Holz plötzlich vom Reistweg absprang und blitzschnell nach der Seite hin ausglitt, wo Chlaus ausarbeitete. Balz sah es. Laut schrie er auf: „Jesus Maria! huot, huot Chlaus, äs chund äs Holz!“ Mit einem Sprung war Balz bei Chlaus, zu spät! Schon lagen die Beiden am Boden und der mächtige Stamm rollte über sie hinweg.

Als Balz wieder zur Besinnung kam, lag er im Bett; ein stechender Schmerz durchzuckte seine Glieder und mit Schrecken gewahrt er, daß sein rechtes Bein eingegipst und eingeschindelt war. Neben ihm stand Breneli mit rothgeweinten Augen. Allmählig wurde dem Kranken seine Lage klar, er besann sich wieder, was beim Holzreisten vorgefallen war und fragte ängstlich: „Wo ist der Chlaus?“ Breneli kehrte sich um, es vermochte die Thränen nicht zurück zu halten und verließ, laut schluchzend, das Zimmer. Balz wußte genug, auch über seine bleichen Wangen rollten reichliche Thränen.

Hart war der Schlag, der die unglückliche Familie in der Weidhostett getroffen hatte, der einzige hoffnungsvolle Sohn in der Blüthe der Jahre dahingerafft — das war eine furchtbar schwere Prüfung. Nur christlicher Opfermut und Ergebung in Gottes heiligen Willen vermochten den Vater und die Geschwister des Verunglückten noch aufrecht zu erhalten.

Mit Balz ging es langsam besser, zärtlich war man um ihn besorgt. Er hatte ja sein eigenes Leben nicht geschont, um dasjenige des verunglückten Chlaus zu retten. Aber noch mehr als alle andern war Breneli um den Kranken besorgt, stundenlang saß es an seinem Bette, um ihn zu trösten und zu unterhalten. Das entging dem Vater Marti nicht; er sah auch, wie Balz die Medizin von niemanden lieber annahm, als aus Brenelis Hand, und drum erwachte in ihm allmählig der Gedanke, ob nicht Balz sein Schwiegersohn werden und ihm so den verunglückten Sohn ersezten könnte.

Endlich war Balz wieder hergestellt, aber er behielt für sein Lebtag ein steifes Bein, was ihn freilich nicht hinderte, seine Arbeiten wieder rüstig aufzunehmen. Er war fast noch fleißiger

als früher, denn er sah, daß er den Chlaus zu ersetzen hatte, und wollte sich zugleich für die liebevolle Pflege während der Krankheit dankbar zeigen.

Am Tage, als für Chlaus die erste Jahrzeit gehalten worden war, berief der Weidhostettler nach dem Gottesdienst den Balz zu sich in's Stübli. Kurz und bündig sagte er ihm heraus, wie er schon lange bemerkt habe, daß Balz das Breneli gut leiden möge und wie auch Breneli ihm nicht abgeneigt sei. Balz habe nun bald fünf Jahre als Knecht bei ihm gedient, sich in allen Stüden gut aufgeführt und besonders für den Chlaus sel. schier sein eigenes Leben geopfert, darum sei er zufrieden, wenn er sein Tochtermann werden wolle.

Der Balz stand da, wie vom Himmel gefallen; vor Staunen und Freude wußte er kein Wort

hervorzubringen, aber Thränen, wie Erbsen so groß, rannen über seine Backen herab und nur mit Mühe konnte er endlich die Worte stottern: „Ich habe ein so großes Glück nicht verdient — ich bin ja nur ein armer Buob — besitze nichts —“. Über der Weidhostett-Marti ließ den Balz nicht weiter reden, sondern sagte einfach: „Nun mache du die Sache mit dem Breneli aus, ich glaube, es wird keine Schwierigkeiten haben und im nächsten Herbst soll die Hochzeit sein!“

Obwohl der Weidhostett-Marti im Ruf eines grüselici huslichen und häbigen Mannes stand, so sah er doch wohl ein, daß ein braver Charakter, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und wahre Zuneigung eines Mannes mehr werth sei, als Geld und Gut — und er hatte seine Wahl nicht zu bereuen.



Der Balz stand da, wie vom Himmel gefallen.

Martis Plan konnte nicht verborgen bleiben, bald war es Dorfgespräch, daß des Reikholder-Bartlis Balz mit des Weidhostettlers Breneli versprochen sei. Es gab Neider genug, die dem armen Balz die reiche Frau mißgönnten. Ge- redet wurde, daß es keine Art hatte. Die Einen sagten, der alte Weidhostett-Marti sei nicht recht im Kopf, man sollte ihn vogten. Andere be- haupteten, es sei nicht alles sauber, das Breneli müsse heirathen u. s. w. Kurz und gut, die braven Leutchen wurden durchgehechelt, daß es nicht mehr schön war.

■ ■ ■ Nur Einer jubilirte und prahlte in allen Wirthschaften herum, das war der Reikholder-Barthli. Auf einmal war der Weidhostett-Marti, über den er sonst immer geschimpft hatte, in seinen Augen ein Ehrenmann, wie kein zweiter, Balz ein Ausbund von Tu- gend, während er von Chaspi wenig oder gar nichts mehr sprach. Freilich, der Chaspi ließ auch immer seltener etwas von sich hören. Geld schickte er in der letzten Zeit gar keines mehr, wäh- rend der Balz seinen Vater freigiebig un- terstützte. Da nun

auch der Seppli ziemlich herangewachsen war und dem Vater helfen konnte, so sah's auf dem Obtossenacher nicht mehr grad so schlimm aus wie früher, aber Barthlis geträumter Palast war noch nirgends zu sehen. Dagegen saß der Barthli immer häufig hinter dem Most, je näher die Zeit heranrückte, wo Balz und Breneli ein Paar werden sollten. Er fing wieder an Lust- schlösser zu bauen, eines höher als das andere. Als er aber einstmals ziemlich spät in der Nacht und in hochbegeistertem Zustande seinem Ob- tossenacher zusteerte, da that er einen Fehlritt und stürzte über den Rand des steilen Weges.

Seppli, beunruhigt über das lange Ausbleiben des Vaters, war inzwischen aufgestanden, um ihm entgegen zu gehen. Da fand er den Unglücklichen an einem Abhang halbtodt in seinem Blute liegend.

Ein paar Stunden später war der Reikholder-Barthli eine Leiche. Auf das Drängen des Weidhostett-Marti erging über Barthlis sel. Hinterlassenschaft ein Schuldenruf. Der Gütenrodel verzeigte einen bedeutenden Tschuppen Schulden: alte und überalte Gutszinsen, die neue Kleidung, die der Chaspi hatte machen lassen, eine Rechnung vom Schäfliwirth, Alpzins für ein Kinderli auf Sinsgäu u. s. w.

Balz verchlüpfte nicht wenig, als er den Zeddel vom Obervogt las und holte sich zuerst Rath beim Weidhostettler. Dieser antwortete in seiner trockenen Art: „Ah, was wollt ihr anders, als in Gottes Namen das Erb ausschlagen. Ihr seid arme Buoben und könnt noch lange werchen und euch abschinden, bis ihr nur des Vaters Schulden bezahlt habt. Ihr habt für euch genug zu schauen, wenn ihr auch keine alten Schulden übernehmt.“

Balz war mit diesem Rath nicht tröstet, bedenklich stierte er auf den Boden, stand dann vom Ofenbänkli, wo er gesessen, auf und sagte fest: „Nein, Vater, das thue ich nicht. Den Vater lasse ich nicht als einen Lump unterm Boden, nein, das thue ich nicht! Leih mir 500 Franken, 100 Franken habe ich in der Sparbüchse zu Stans und wenn der Seppli die neuen Zinsen mit dem Obtoffenacher übernimmt, so übernehme ich die alten. Die Leute werden mit uns auch etwas Geduld haben und mit dem Schäfliwirth sollte man wegen seiner Unforderung noch reden können. Meinen Vater lasse ich nicht als Lump unterm Boden.“

Marti wollte nicht recht anbeissen und meinte: „Der Vater sel., tröst' ihn Gott! hätte manches ein wenig besser einrichten können.“ „Ah, Vater!“ sagte Breneli, „wir wollen geschehenen Sachen z'best reden, jeder Mensch hat ja seine Fehler und wir g'wiz auch. Der Barthli ist jetzt todt und wir wollen nichts mehr davon sprechen. Mich dünkt es schön vom Balz, daß er seinen Vater ehrt und dessen Schulden bezahlt, dafür hat er auch mehr Segen Gottes. Vater, gebt ihm doch die fünfhundert Franken.“ „Ja, dem Balz will ich am End das Geld schon geben, wenn du zufrieden bist. Aber ich meine, es wär' g'scheider . . .“ „wenn

ihr ihm grad das Geld holstet!“ sagte Breneli und stieß ihn sanft gegen die Kammerthür, wo im Aufzahkommoden Martis Geld verwahrt lag. Wirklich ging Marti in die Kammer und brachte dem Balz das Geld. „Ich danke euch z'tausendmalen“ sagte dieser und wieder rollte eine dicke Thräne über seine Backen herab. So übernahm Seppli den Obtoffenacher und Mutter und Schwester blieben bei ihm.

Im Spätherbst feierte Balz seine Hochzeit mit Breneli, der alte Weidhostettler übergab dem jungen Paar sein Heimen und zog sich in den Ruhestand zurück.

## VII.

Wie der Balz eine Reise macht und wen er mit heimbringt.

Wieder sind ein paar Jahre verflossen, schon reitet ein kräftiger, junger Bälzli auf des Großvaters Knie und ein kleines, munteres Breneli klettert an ihm herum. Ein glückliches Leben herrscht auf der Weidhostett, die beiden jüngern Töchter sind glücklich verheirathet und Balz und Breneli hausen und arbeiten, daß dem alten Marti's Herz im Leibe lacht. Da bringt eines Tages der Briefträger dem Balz einen Brief von Chaspi. Er enthält nur wenig Zeilen, aber schlimme Nachrichten genug. Chaspi schreibt, wie er in Deutschland frank und hilflos darniederliege, und wie er elend sterben müsse, wenn sich Balz seiner nicht annehme.

Jetzt wurde in der Weidhostett Rath gehalten und Vater Marti um seine Meinung gefragt. Lange riet man hin und her, was zu thun sei, zuletzt wurde man einig, Balz müsse selber nach Deutschland reisen, sehen, wie's dem Chaspi gehe, und ihn unter Umständen mit heimnehmen.

So zog denn Balz wiederum aus seiner Heimat, diesmal als ein gemachter Mann, nicht um in der Ferne erst sein Glück zu suchen, sondern um es einem Heimathlosen in der Fremde wiederzubringen.

Gleich dem Rheinstrom, der in ununterbrochenem Laufe seine Wanderung aus dem Hochgebirge der Schweiz in die Niederungen Deutschlands unternimmt, verlassen Jahr für Jahr zahlreiche Schweizer die stillen Thäler ihrer Heimat. In den fruchtbaren Gegenden des Niederrheins findet man Hunderte dieser kräftigen Alpensöhne, die bei reichen Herren

als Stallschweizer angestellt sind. Wohl mancher hat sich durch Sparsamkeit und unermüdlichen Fleiß ein hübsches Eßmännchen Geld verdient und ist nach ein paar Jahren freudig in die alte Heimat zurückgekehrt, um sich dort ein eigenes Heim zu gründen. Doch bei weitem nicht alle finden in der Fremde das erhoffte Glück. Dazu braucht es Leute von erprobtem, ausdauerndem Charakter und kräftiger Gesundheit. Nur zu viele unterliegen der anstrengenden Arbeit, der ungewohnten Lebensweise oder dem Heimweh. Tückische Krankheiten haben schon manches blühende Leben vor der Zeit dahingerafft und schon mancher einst lebensfrohe Jüngling ist mit gebrochenen Kräften und siechem Leibe in die alte Heimath zurückgekehrt, um dort ein frühes Grab zu finden. In manigfacher Gestalt tritt die Versuchung an die oft ahnungslosen Söhne der Alpen heran, in verschiedenartigen Tönen klingt der Lockruf zum Bösen, und wehe dem, der ihm nicht rechtzeitig sein Ohr verschließt.

Unter den Stallschweizern, die den zahlreichen Viehstand des Grafen von Blumenfeld besorgten, befand sich auch des Reichenholder-Barthlis Chaspi. Doch suchen wir ihn umsonst bei der Arbeit auf dem Felde oder im großen Hause. Ueber dem Stalle, wo gegen 60 Kühe am Barnen stehen, sind mehrere kleine Zimmer erbaut, die Wohnungen für die Knechte. In einem dieser elenden Kämmerchen sitzt Chaspi. Wir kennen den einst so kräftigen Jüngling kaum mehr. Er ist zum Gerippe abgemagert, auf seinen hohlen Wangen brennt ein scharf abgegrenztes Roth, ein sicheres Anzeichen der Lungenchwindsucht. Sein trübes Auge stiert auf den Boden und von Zeit zu Zeit erschüttert ein hartnäckiger Husten seinen abgematteten Leib. Das Dunstwasser des aus dem Stalle aufsteigenden Dampfes tropft von der Diele auf's feuchte Lager herab und läuft über die kalten Gypswände, auf die der Schimmel seine schwarzen, schmutzigrothen und grünen Tapeten gemalt hat. Wohl war Chaspi einst einer der gesündesten und kräftigsten Stallschweizer, aber die übergroße Hitze in den Stallungen, die rasche Abkühlung beim Hinaustreten in's Freie vermochte er auf die Länge nicht auszuhalten. Die geringe, ewig gleiche Rost, versottener Chabis und verschälzner Speck verdarben sein gesundes Blut. Zugem liebte Chaspi den Schnaps. Viel besser als das schwache Milchkaffee am Morgen, die Specksuppe z'Mittag, viel besser als Schwarzbrot und Handkäse gefiel ihm dieses Getränk. — Die Portion für's z'Nüni und z'Flüsi wurde jedem schon am Morgen verabreicht, aber bevor es Mittag wurde, war Chaspis Flasche schon leer. Da gab es aber Kameraden, die ihm für ein paar Buben ihren Anteil abtraten, so bekam Chaspi Schnaps genug, oft mehr als genug. Auch mit den Mägden stand Chaspi auf vertrautem Fuß, und da er in Frankreich sowohl seine Religion, als die Sittlichkeit eingebüßt hatte, so sank er tief und immer tiefer.

So wanderte Chaspi von einem Platz zum andern, nirgends hielt er es lange aus, nirgends wollte man ihn lange behalten und auch der letzte Platz war ihm bereits gefündet worden.

Traurig saß der Unglückliche auf seinem elenden Bett — was sollte aus ihm werden. Sein Geld war verbraucht, Aussichten auf einen andern Platz hatte er nicht, Gewissensbisse quälten ihn Tag und Nacht. In der Verzweiflung hatte er endlich dem Balz geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Was war aus den Sei-

nigen geworden? Waren sie vielleicht todt, oder hatten sie ihn vergessen? „Meinetwegen“ murkte er, „sie haben mich nie mögen, die daheim. Ich mußte in die Fremde, streng arbeiten, hungern und die Gesundheit aufopfern und schickte dem Alten immer noch zu wenig Geld heim. Hätte ich ihm nur brav Geld g'schickt, ihm wär's eins gewesen, wenn ich schon vor Hunger g'storben wäre. Aber so ein Narr war ich doch noch nicht. — Er kann selber schaffen, wenn er essen will. — Der Balz, der scheinheilig Hudel wird wohl den Alten unterstützen, hä, hä! Er hat ja am letzten Abend daheim mir genug vorgehalten, wie er Vater und Mutter mehr gebe, als ich.“

Die Erinnerung an den Abschied auf der Weidhostett stieg wieder in Chaspi auf. Sein sieberglanzendes Auge blitze in wildem Zorn aus den tiefen Augenhöhlen und ein blaues Roth färbte die hohlen Bäden. Hass gegen die Seinigen, die doch mit treuer Liebe seiner gedachten, Unzufriedenheit mit sich selbst und der ganzen Welt kochte in seiner Brust — frank, elend und verlassen von allen Menschen — und von Gott! Von Gott? Den lieben Gott hatte er vergessen, ja den hatte er in der Fremde vergessen und damit den letzten Trost, die letzte Hoffnung verloren, die auch den unglücklichsten Menschen mit Ruhe und Frieden erfüllt. In Chaspis Herz hatte sich die rabenschwarze Nacht der Verzweiflung gesenkt. — Aber Gott hatte den Chaspi nicht vergessen und nicht verlassen. Das schlichte Vaterunser, das die kummervolle Mutter hundert und hundertmal für das Seelenheil ihres Sohnes zum Himmel schickte, hat den Thron der unendlichen Barmherzigkeit erreicht und auf die Erde herab senkte sich ein Strahl der göttlichen Gnade.

Wie Chaspi so mit unbeweglich trostlosem Bilde auf den Boden hinstierte, erschien — wahrhaftig ein Bote des Himmels — Balz unter der Zimmerthüre. Eine Zeitlang rührte sich dieser nicht von der Stelle, er war erschrocken beim Anblick seines Bruders — er hat ihn nicht mehr erkannt in dieser Jammergestalt. Allmählig aber fäzte er sich, ging auf Chaspi zu und reichte ihm die Hand. „Guten Tag, Bruder. Dir geht's, scheint's nicht ganz gut. Die Mutter läßt dich grüßen; alle grüßen dich, die Mutter aber ganz apparti und läßt dir sagen, du sollst doch der Gotteswillen mit mir heimkommen.“

„Bist du's Balz? Grüß di! Hattest gestern schon kommen können, wenn pressiert und den Basler-Nachtzug profitiert hättest. Aber es ist noch besser spät, als gar nicht.“ — Ein heftiger Husten unterbrach ihn, mühsam fuhr er fort: „Wenn ich in's Armenhaus muß, dann komme ich nicht heim, dann will ich lieber hier z'Grund gehen, 's wird wohl nicht mehr lang dauern. — Nun, es ist noch viel von dir, daß du selber gekommen bist, hätt's nicht erwartet. Sag', haben die Alten noch etwas z'Essen für mich.“

„Die Alten? Meinst wohl Vater und Mutter,“ entgegnete Balz. „Der Vater ist gestorben, 's ist schon fünf Jahr seither, tröst ihn Gott! Hast du den Brief nicht erhalten? Wir haben dir doch gleich geschrieben, die Mutter ist noch beim Sepp und Marie auf dem Obtossenacher. Aber wenn du willst, so kannst du zu mir kommen in die Weidhostett, mein Schwiegervater, der Marti hat nichts dagegen und 's Brena, meine Frau wird ein Luog haben, daß du g'wiß zufrieden bist; es soll dir nichts mangeln an Speis und Trank, Auf- und Abwart. Gottlob haben wir immer noch etwas



! Auf dem Bänkli vor dem Weidhostelthaus sitzen zwei Männer.

„Essen gehabt und wenn unsere Kinder Segen Gottes haben und werchen und hausen, wie es jeder Mensch soll, so wird's auch ihnen nicht mangeln.“

Chaspi sah den Balz mit unverständlichen Blicken an, als er so redete, aber das weitere Gespräch klärte ihm alles auf und etwas freundlicher, als im Anfang des Besuches sagte er: „Nun Balz, ich will's probieren. Ich komme zu dir in die Weidhostett, aber der heillose Husten macht mich ganz z'underuf. Vielleicht thut mir die frische Bergluft doch noch wohl, meinst nicht auch, Balz?“ „Wir wollen auf den lieben Gott hoffen,“ sagte Balz, „es kann alles wieder gut werden.“ Mit treuherzigem Blick legte er seine kräftige Rechte in die abgemergelte Hand seines Bruders. Ein paar Stunden später fuhren Beide der lieben Heimat zu.

\* \* \*

Schon ist es Spätherbst geworden. Einer jener wunderbollen Herbsttage, der mit seinem milden Sonnenlichte die gelb- und rothgeschmückten Wälder und die softiggrünen Matten überfluthet, neigt sich zu Ende. Auf dem Bänkli vor dem stattlichen Weidhostelthaus sitzen zwei Männer, ein fräker, abgelebter Mann und ein noch immer rüstiger Greis, Chaspi und der alte Viartli. Die Groklinder, der Bälzli und 's kleine Bremeli sind auch noch auf und klettern am Groätzli herum. Zwar hat die besorgte Hausfrau Verena schon lang zum Aufbruch gemahnt, die kühle Herbstluft werde dem Kranken schaden, meinte sie, aber der Abend ist so mild und erquidend, daß Chaspi schier angehalten hat, noch ein wenig draußen bleiben zu dürfen.

Die Sonne sinkt und sendet nochmals ihren Scheidegruß auf Berg und Wald. Der Westen schwimmt in Gold und Feuergluth, die letzten Sonnenstrahlen blicken durchs Laub der Nuß- und Apfelbäume, die das Haus umstehen. Rings auf allen Matten klingen die Glocken der weidenden Kühe und aus der Ferne schallt das Jauchzen froher Alpler. Jetzt verglimmt der Sonnenschein im Wipfel des Nußbaumes, eilig hüpfst er hinauf über Wiese und Wald, über Schluchten und Flüelen, um droben auf den Felsengräten noch eine Zeitlang fortzuleuchten. Im Purpurschein erstrahlt der Gletscherfirn, das wundervolle Alpenglühnen — — horch, jetzt tönt vom Dorf heraus die Betglocke. Das Gespräch der beiden Männer verstummt — sie beten. Ja, auch Chaspi betet — betet heut zum erstenmal nach langer, langer Zeit den englischen Gruß. — Die Klänge der heimatlichen Glocken, die großartige Naturschönheit des Vaterlandes und der Gottesfriede, der sich über Berg und Thal gesenkt, sie haben die letzte Eiskruste geschmolzen, die sich um sein Herz gelagert hatte. Wie wunderbar, wie frölich wird es ihm zu Muthe, wo er wieder beten kann, wie in den Tagen seiner Kindheit, wo der fromme Gruß von seiner Lippe quillt: Ge-grüßt sei st du Maria!

Langsam rinnt eine Thräne über Chaspis bleiche Wange und seine Hände sind noch immer krampfhaft ineinander geschlungen. Der kleine Bälzli schaut den fräken Mann verwundert an, dieser aber legt seine Hand auf das Lockenhaupt des Knaben: „Bälzli“, sagt er weich, „Bälzli, wenn du einst groß geworden bist, such' dein Glück nicht in der Fremde, bleib' deinem lieben, schönen Heimatlande treu.“

Chaspi erlebte den Frühling nicht mehr, aber in seinem Herzen war es Frühling geworden, und der milde Hauch des Friedens war dort eingezogen. Mit Gott und den Menschen ausgesöhnt, starb er eines sanften Todes und fand sein Grab, wie er es gewünscht, in der heimatlichen Erde. — Das Glück aber wlich nicht

von der Weidhostett und auch droben auf dem Oblossen-  
acher wurde es immer mehr und mehr heimisch. Der  
greise Marti verlebte noch schöne Jahre im Kreise seiner  
Kinder und Enkel, noch oft erzählte er ihnen vom armen  
Chaspi, von seinen Verirrungen in der Fremde und  
seinem erbaulichen Sterben in der Heimat.



## Praktische Verwendung der heutigen Hut- und Aermel Møde

